

Die Friedhofsangestellten Alexander Alves Limbado (links) und Horst Röpling setzen eine Urne in Darmstadt bei.  
Fotos: Sascha Kopp



## Ein Gedicht für Paula

Wenn ein Mensch gestorben ist und sich niemand um die Beerdigung kümmert, übernimmt das die Stadt. Zu Besuch bei Amtsbestattungen.

Von Constantin Lummitsch

bado wird beerdigen. Sie tauschen regelmäßig die Rollen.

Beides ist gleich anstrengend, sagt Alves Limbado. Röpling nickt. Er ist 59 und seit 16 Jahren bei den Darmstädter Friedhöfen. Alves Limbado seit drei Jahren, vorher war er Beistatter. Sie arbeiten gerne auf dem Waldfriedhof, 33 Hektar groß, alte Bäume, Efeu, Rosenbüsche.

Wenn es nur nicht so traurig wäre, sagt Röpling. Die toten Kinder, die kleinen Särge, das macht ihm manchmal zu schaffen. Zuhause, beim Bier, redet er darüber oft mit seinem Schwiegersohn. Der arbeitet auch beim Friedhof.

Die Familie ist manchmal von unseren Friedhofsgesprächen genervt, sagt Röpling. Kann er verstehen. Der Tod ist ja nicht so leicht.

Alves Limbado bringt die Urnen zum Wagen. Ein offener Elektro-Caddy in Blau, vier Sitze und eine Ladefläche mit Plastikwanne. Da kommen Urnen, Spaten, Harke und Erdbohrer rein.

Alves Limbado schaut auf die Uhr. Jetzt kommt keiner mehr, sagt Röpling.

Da ist ein Mensch gestorben, und



niemand erscheint bei der Beerdigung, sagt Alves Limbado.

Die beiden steigen in den Elektro-Caddy. Der Motor summt leise, mit 15 Stundenkilometern rollen sie über die Wege des Waldfriedhofs. Vorbei an dicken Eichen, Gräften, Prunkgräbern. Hier liegen die Reichen und Berühmten.

Für die beiden Urnen in der Plastikwanne gibt es keinen Grabstein, nicht mal ein Kreuz. Ihr Platz ist 60 Zentimeter unter der Friedhofswiese. Wenn ein Verstorbener keine Angehörigen hat oder niemand die Kosten tragen will, muss die Kommune die Beisetzung ausrichten. Ordnungsbekundete Bestattung oder Amtsbestattung nennt man das.

Meistens kommt keiner, sagt Alves Limbado.

Jedes Jahr werden es mehr Amtsbestattungen, sagt Röpling.

Vor fünf Jahren waren es zehn, heute ist es die Siebzehnte in diesem Jahr.

Der Caddy stoppt auf einer Wiese. Hier sind die Urnenreihengräber, sagt Alves Limbado. Es riecht nach feuchter Erde und Kiefernnadeln.

Sie steigen aus, suchen eine Metallplatte im Gras. Jede Platte trägt eine Nummer und steht für eine Grabstelle. Hier ist es. Röpling streift sich Handschuhe über, greift sich den Spaten. Viermal sticht er in den Rasen, dann hebt er ein Viereck aus Gras und Erde heraus, legt es vorsichtig ab.

Jetzt ist der Erdbohrer dran. Wie einen meterlangen Korkenzieher dreht ihn Röpling in die Erde, drückt auf den Bohrer, kurbelt, doch der kreist auf der Stelle.

Das geht in den Rücken, sagt er. Röpling schwitzt, wird blass: Irgendwas blockiert da unten. Er zieht den Bohrer nach oben. In der Stahlschnecke steckt ockerfarbene, sandige Erde. Röpling kippt sie aus dem Gerät, beugt sich über das Loch, wühlt mit den Händen. Dann ein Grinsen: Er hält einen Stein im Handschuh. Der war schuld, sagt er und bohrt weiter. Mindestens 80 Zentimeter tief muss das Loch sein, damit über der Urne 60 Zentimeter Erde liegen.

Das ist die Vorschrift, sagt Röpling.

Endlich ist das Loch ausgehoben.

# D

rei Kilo wiegt der Menschenrest in der Urne, eher zweieinhalb, schätzt Alexander Alves Limbado, 48, Aufseher am Darmstädter Waldfriedhof. Er trägt zwei Urnen aus dem Verwaltungshaus, schwarze Behälter aus Maisstärke. Er teilt sich heute die Arbeit mit seinem Kollegen Horst Röpling. Alves Limbado trägt Schwarz und Schirmmütze, Röpling grüne Gärtnerhose. Röpling wird heute das Loch graben, Alves Lim-

Alves Limbado setzt die Schirmmütze auf, streift Lederhandschuhe über. Er holt die Urne aus der Plastikwanne, geht langsam zum Grab. Die Urne steckt in einem schwarzen Netz. Er kniet, lässt die Urne am Faden des Netzes hinab in die Erde. Er steht auf, nimmt die Mütze ab, senkt den Kopf. Ein paar Sekunden bleibt er stehen, dann wendet er sich ab.

Röpling füllt das Grabloch auf, verteilt die überschüssige Erde mit einer Harke im Gras. Das war's.

Knien und Mütze abnehmen machen die beiden, weil es ihnen wichtig ist. Sie müssten es nicht tun. Abschiedsgesten sind bei Amtsbestattungen nicht vorgesehen, erst recht keine Worte. Die Friedhofsangestellten haben nur die Urne oder den Sarg unter die Erde zu bringen.

Alves Limbado steht neben dem Caddy, er möchte rauchen. Doch das verbietet die Friedhofsordnung. Röpling setzt sich auf eine Bank. Sein Gesicht ist weiß, er schwitzt. Der Rücken schmerzt, sagt er, aber es geht gleich wieder.

Die Asche unter der Erde war mal eine Frau, geboren im Jahr 1930, gestorben und verbrannt im August 2019, beerdigt an einem Montagmorgen im Oktober. Wo wuchs sie auf, wie starb sie? Die Männer wissen es nicht.



### Manchmal braucht man für den Beruf Humor.

Alexander Alves Limbado, Friedhofsaufseher

In Portugal kenne er keine Amtsbestattungen, sagt Alves Limbado. Seine Eltern stammen von dort. Wenn jemand stirbt, kümmert sich die Familie, sagt er. Aber in Portugal gibt es ein Sterbegeld von rund 1300 Euro für die Ausrichtung einer Trauerfeier. In Deutschland hatte das Sterbegeld eine lange Tradition. Seit dem Jahr 1911 verlangte die Reichsversicherungsordnung von den Krankenkassen Zahlungen an die Hinterbliebenen. 1989 waren es 2100 D-Mark. Die rot-grüne Regierung unter Gerhard Schröder strich das Sterbegeld im Jahr 2004. Begründung: Krankenkassen und Arbeitgeber sollen entlastet werden. 800 Millionen Euro Sterbegeld mussten die gesetzlichen Krankenkassen bis dahin pro Jahr zahlen. Aktuell haben sie laut Bundesgesundheitsministerium mehr als 21 Milliarden Euro als Rücklage angehäuft.

Heute muss man selbst vorsorgen. Eine schlichte Erdbestattung kostet mit Grabstelle, Miete der Trauerhalle, Bestatter und Verwaltungsgebühren etwa 5000 Euro. Kommen Grabstein und Leichenschmaus dazu, wird es teurer. Aber es geht auch viel günstiger.

Alles, was die Verwaltung bei einer Amtsbestattung für überflüssig hält, wird eingespart. In Darmstadt auch ein Kreuz oder eine Grabplatte. Die Stadt gibt für eine Feuerbestattung durchschnittlich 2500 Euro aus:

Abholung, Einsargung, Bestattung: 757,51 Euro  
Einäscherung: 392,70 Euro  
Urnenbeisetzung: 300 Euro  
Wiesenurnenreihengrab: 665 Euro  
Nachdem die Männer die zweite Urne vergraben haben, packen sie das Werkzeug in die Plastikwanne. Aufsitzen, es geht weiter.

Röplings Rücken tut nicht mehr weh, sein Gesicht bekommt wieder Farbe.

Wenn Leute Röpling fragen, was er beruflich mache, sagt er: Mein Job bei der Stadt ist ziemlich wichtig. Ich habe 20 000 Menschen unter mir.

Die Leute gucken dann erstaunt, bis er beschreibt, was er genau macht. Dann schmunzeln sie, sagt Röpling.

Manchmal braucht man für den Beruf Humor, sagt Alves Limbado. Sie rollen an den Kindergräbern vorbei, biegen auf den Hauptweg Richtung Verwaltung ab.

Noch sind Amtsbestattungen selten. Auch Sozialbestattungen, bei denen Angehörige die Beerdigung ausrichten, aber Unterstützung von der Kommune bekommen, sind in der Minderheit. Doch die Häufigkeit von Amtsbestattungen wird zuneh-

men. Im Jahr 2036 soll laut einer Bertelsmann-Studie rund ein Drittel aller alten Menschen in Deutschland von Armut bedroht sein. Zur Armut kommt die Einsamkeit: Heute lebt die Mehrheit der über 85-Jährigen isoliert oder in Heimen. Wer will heutzutage mit seinen Eltern oder Großeltern unter einem Dach leben? Wer möchte sie pflegen und in den Tod begleiten? Das übernehmen immer häufiger Pflegedienste, das Heim und später der Hospizverein. Das Thema Sterben lässt sich outsourcen.

In 15 Jahren wird jeder fünfte Westdeutsche und jeder zehnte Ostdeutsche im Alter kinderlos sein, schätzt die Bundeszentrale für politische Bildung.

Wer wird dann um diese Menschen trauern?

Schon jetzt nimmt in Großstädten wie Frankfurt die Anzahl der Amtsbestattungen zu. 106 waren es im Jahr 2009.

2011: 83  
2013: 147  
2015: 154  
2017: 173

Die Stadt Frankfurt bleibt jedoch nicht auf den gesamten Kosten sitzen. In rund 40 Prozent der Fälle findet die Behörde zahlungspflichtige Verwandte oder erhält Geld aus dem Nachlass der Verstorbenen.

Auch in der hessischen Landeshauptstadt Wiesbaden werden es mehr Amtsbestattungen, sagt Alfred-Erich Unkelbach. Er leitet hier die Ordnungsbehörde für das Leichenwesen. Seit 1974 arbeitet er für die Stadt. Ein großer stämmiger Mann mit weißem Schnauzer. Er unterscheidet drei Varianten:

Fall eins: Tote ohne Angehörige.  
Fall zwei: Verwandte wollen

für 200 Euro an, Rasenpflege für 15 Jahre unbegriffen. Manche senden die Urne per UPS an günstige, aber weit entfernte Friedhöfe, um Geld zu sparen.

Früher war die Bestattung eines nahestehenden Menschen Ehrensache, das ist heute nicht mehr so, sagt Unkelbach.

# A

uf der anderen Rheinseite liegt die Mainzer Friedhofsverwaltung. Ein Neubau neben dem Klärwerk, viel Glas, große Büros. Die zuständige Sachbearbeiterin möchte anonym bleiben. Sie recherchiert wie Unkelbachs Team nach Angehörigen von Verstorbenen. Verwandte müssen für die Beerdigungskosten aufkommen, deshalb sucht die Behörde nach ihnen. Aber auch, um mehr über den Toten zu erfahren.

Wenn wir rausbekommen, dass jemand nicht verbrannt werden wollte, setzen wir das um, sagt die Sachbearbeiterin. Auch wenn das teurer ist. 2300 Euro kostet eine Erdbestattung, 1580 Euro eine Feuerbestattung. Damit sind Grabstelle, Leichenschau und bei einer Urnenbeisetzung die Kremation bezahlt. Ge-

kommen religiöse Traditionen: Gläubige Moslems und Juden lehnen es meist ab, dass man ihre Leichen verbrennt.

Wenn wir die Konfession herausfinden, informieren wir die zuständige Kirche, damit auch bei Amtsbestattungen ein Geistlicher dabei ist, sagt sie.

Und was ist mit Atheisten oder Menschen mit ungeklärter Religionszugehörigkeit?

Um die kümmern sich Günther Götz und Christopher Jones, zwei Seelsorger im Ruhestand, sagt die Sachbearbeiterin. Ehrenamtlich.

Christopher Jones ist 67 und Blues-Musiker. Er trägt eine weiße Mähne, Schnauzer und Kinnbärtchen zu abgewetzten Jeans. Er ist der Sohn eines amerikanischen Literaturwissenschaftlers und einer deutschen Schauspielerin, war Schulsprecher, Hippie, Musiker, Weltreisender, Tischler, Kellner, Tellerwäscher und Wohnungsloser, bevor er in einer New Yorker Bahnhofsmission bei einem Gottesdienst mitmachte und gläubig wurde. In Mainz studierte er katholische Theologie, arbeitete als Diakon, kümmerte sich um Obdachlose und Inhaftierte, unterrichtete Religion an Schulen, betreute Gemeinden, beerdigte Verstorbene.

Was man als Diakon eben so macht, sagt Jones.

Jetzt, im Ruhestand, kümmert er sich immer noch um Beerdigungen.

Ihn stört es, wenn ein Mensch wie ein totgefahrenes Tier verscharrt wird, ohne Trauerfeier, ohne Zeugen, ohne Abschied.

Er sitzt gerade an einem neuen Fall. Eine Frau ist gestorben, nennen wir sie Paula: 93, Altenheimbewohnerin, keine Angehörigen. Die

Sachbearbeiterin von der Friedhofsverwaltung hat Jones eine Mail mit Paulas Lebensdaten geschickt: Geboren 1926 bei Magdeburg, verstorben im Oktober in Mainz. Kinderlos. Konfession: nicht bekannt. Amtsbestattung am 4. November, 11 Uhr, Waldfriedhof Mainz-Mombach.

Aber es gibt da eine Betreuerin. Sie kümmerte sich um Paula, sagt Jones. Er hat eine Mail von der Betreuerin erhalten. Er liest, dass Paula im Jahr 2012 in der Mainzer Neustadt lebte, sich noch selbst versorgen konnte. Ihr Mann war gestorben, seine Urne steht in einer Kammer des Kolumbariums, einer Urnenwand auf dem Waldfriedhof Mainz-Mombach. In seiner Kammer ist noch ein Platz frei: Dort wird Paula beigesetzt.

Sie pflegte Rituale: Mit der Nachbarin trank sie jeden Morgen einen Piccolo. Beim Einkaufen auf dem Mainzer Wochenmarkt brauchte sie manchmal Hilfe. Paula ging immer zu denselben Ständen. Sie mochte Spargel, Handkäse, warme Brezeln. Nach dem Einkauf aß sie Stachelbeertorte vom Domcafé. Sie war eine eigenwillige Dame, schreibt die Betreuerin. Paula legte großen Wert auf die Qualität ihrer Kleidung, kaufte sie nur in Fachgeschäften. In den vergangenen Jahren lebte sie in einem Altenheim. Und da ist noch ein Foto: Paula als alte Frau bei einer Senioren-Fastnachtssitzung in der Mainzer Rheingoldhalle. Sie blickt Richtung Bühne, trägt eine rosa Kette aus Plastikblumen. Die Mundwinkel zeigen nach unten, sie wirkt mürrisch, die Hände wie zum Gebet gefaltet.

Das Foto, die Mails, das sind viel mehr Informationen als sonst, sagt Jones.

Vielleicht weiß die Betreuerin noch mehr. Er wählt ihre Nummer. Sie geht ran.

Er sagt, dass er ein Gedicht für Paula schreibt. Für die Beerdigung. Er fragt, ob Paula demenz gewesen war, ob sie krank war, ob sie Schmerzen hatte.

Die Betreuerin weiß es nicht. Sie leitet den Betreuungsdienst, kennt Paula nur aus der Zeit um 2012.



### Wir wissen ja eigentlich nichts. Und wir wollen ihr nichts andichten.

Christopher Jones, Diakon im Ruhestand

Eine andere Betreuerin besuchte Paula in den letzten Jahren.

Kommen Sie zur Beerdigung?, fragt Jones.

Die Betreuungsdienstleiterin hat Termine, doch sie will es sich überlegen. Auf jeden Fall komme jemand vom Betreuungsdienst zur Beerdigung.

Jones bedankt sich und legt auf.

Aus dem, was ihm Friedhofsverwaltung und Betreuungsdienst berichten, schreibt er ein Gedicht. Dabei hilft ihm die Wiesbadener Schriftstellerin Gisela Winterling.

Gestern Abend war die Gisela da, sagt er. Sie saßen am Küchentisch, die ausgedruckten Mails der Friedhofsverwaltung und der Betreuerin neben sich. Sie überlegten: Was war das für ein Leben? Was war Paula für ein Mensch?

Wir wissen ja eigentlich nichts. Und wir wollen ihr nichts andichten, sagt Jones.

Sie reden, dann schreiben sie gemeinsam. Immer im Wechsel notiert jeder eine Zeile. Ein Satz greift in den anderen und eine Geschichte entsteht. So machen sie es immer. Sind sie mit dem Ergebnis zufrieden, nimmt Winterling das Blatt mit nach Hause und formt aus der Rohfassung ein Gedicht. *Poetry-Portrait* sagen sie dazu.

Meistens geht es bei Amtsbestattungen weniger poetisch zu. Eine Pfarrerin aus Darmstadt sagt: Ich recherchiere nichts über die Verstorbenen. Ich muss nichts über den Verstorbenen wissen, Gott kennt ihn ja. Deshalb liest sie etwas aus der Bibel vor, einen Psalm oder ein Gebet. Ihr reicht das.

Für Beerdigungen sind Kirchen gut gerüstet: Die Bibel ist voller schöner, trauriger und hoffnungsvoller Geschichten. Aber Jones kann sie nicht verwenden: Seine Amtsbestattungen sind für Konfes-

sionslose. Das Material seiner Grabrede sind die Bruchstücke eines Lebens.

Waldfriedhof Mainz-Mombach, 11 Uhr. Treffpunkt ist vor der Trauerhalle. Es nieselt, ein kühler Novembermontag. Jones kommt um die Ecke, Gitarre in der Hand. Er trägt eine schwarze Lederjacke, dunkle New Balance und einen roten Schal. Gisela Winterling begleitet ihn, auch die Betreuerin ist erschienen. Sie stellen sich unter das Dach der Trauerhalle. Die Frauen schweigen.

Noch müssen wir nicht andachtsvoll dastehen, sagt Jones, schnallt sich seinen Mundharmonikahalter um, streicht mit den Fingern über seine Gitarre, als wolle er gleich auf eine Bühne steigen. Beerdigungen machen ihn nicht mehr traurig. Bei seiner ersten, in Darmstadt war das, hatte er Muffensausen. Doch das ist wie bei einer Hebamme, für die ist eine Geburt nach dem hundertsten Mal auch was ganz Normales, sagt er.

Die Chefin konnte leider nicht kommen, wegen Terminen, sagt die Betreuerin. Sie selbst kannte Paula seit drei Jahren.

War Paula ein Pflegefall?, fragt Jones.

Nein, aber sie brauchte einen Rolator, sagt die Betreuerin.

Am Ende wollte Paula nicht mehr spazierengehen, nicht mehr essen, nicht mehr reden.

Ich kam kaum noch an sie ran, sagt die Betreuerin, ich glaube, sie wollte nicht mehr.

Nur ganz selten blühte Paula nochmal auf: Spielte Mainz 05, rolte sie rüber in den Fernsehraum des Altenheims, fieberte mit, fluchte. Wenn sie sprach, dann vom Urlaub im Allgäu, damals, als ihr Mann noch lebte. Oder von ihrer alten Heimat Magdeburg, sie wechselte dann in den Dialekt und sagte immer *Machedeburch*.

Wann zog sie nach Mainz? Nach dem Krieg, vorm Mauerbau?

Die Betreuerin weiß es nicht.

Es hat aufgehört zu regnen. Der Friedhofsverwalter kommt aus der Trauerhalle, stellt die Urne auf ein mit rotem Samt verhülltes Podest. Jones geht zur Urne. Die Betreuerin, der Friedhofsverwalter und Gisela Winterling blicken ihn an.

Jones spricht mit klarer, lauter Stimme, mit einer Fröhlichkeit, die wohl nur Menschen verspüren, die an ein Leben nach dem Tod glauben. Er liest ihr Geburtsdatum und ihr Todesdatum ab, nennt ihren Namen, ihre Herkunft.

Wir sind zusammenkommen, um Abschied zu nehmen, sagt Jones.

Das Gedicht trägt Gisela Winterling vor.

*Für Paula, die wir nicht kannten*, beginnt es. Das Gedicht erzählt von Paulas Mann, vom gemeinsamen Tanzen, vom Urlaub im Allgäu, vom Piccolo mit der Nachbarin, vom Brezelstand. 138 Wörter, wenig Adjektive, 45 Zeilen. Die ersten gehen so:

*Du gehst Deinen Weg  
In einer Zeit  
Irgendwann, irgendwie  
Ohne Kind und Kegel  
Von Machedeburch nach Mainz*  
Danach trägt der Friedhofsangestellte die Urne zum Kolumbarium. Die anderen folgen ihm, Jones spielt im Gehen Gitarre, singt: ein irisches Tanzlied, die Dubliner bringen es häufig. Das Lied ist gleichzeitig eine Allegorie auf das Leben Christi. Ganz ohne Jesus kann es der alte Diakon nicht machen.

Im Kolumbarium stellt der Friedhofsverwalter Paulas Urne neben die ihres Ehemannes. Ein winziger verwitterter Plastikbär sitzt neben seiner Urne. Hat Paula ihn damals in das Wandgrab gelegt?

Winterling liest ein Gedicht von Mascha Kaléko vor: *Die Zeit steht still. Wir sind es, die vorübergehen.*

Wir wissen nicht, ob du gläubig warst, sagt Jones. Aber als Gläubiger möchte ich für dich beten, um von dir, die ich nicht kannte, Abschied zu nehmen.

Er spricht das Vaterunser. Der Friedhofsangestellte verschließt das Urnengrab.

Die Feier ist vorbei. Bevor alle gehen, tritt Jones nochmal ans Grab, berührt mit der Hand die Steinplatte. Er murmelt etwas, man kann es nicht so genau verstehen, aber es klingt wie: Schön, dass du nicht alleine bist.



Abschied von Paula: Christopher Jones (rechts) spielt ein Tanzlied, neben ihm geht Gisela Winterling. Fotos: Sascha Kopp

nichts mit der Beerdigung zu tun haben.

Fall drei: Angehörige möchten sich um die Beerdigung kümmern, haben aber kein Geld. Hier hilft das Sozialamt.

Die Gewichtung ist etwa 20-40-40, Armut ist oft das Problem, sagt Unkelbach.

Am schwierigsten sind die Fälle ohne Angehörige. Das ist dann wie bei einem Puzzle, sagt er. Der Sachbearbeiter muss dann Detektiv spielen, nach Einträgen in Melderegistern und Familienbüchern suchen, um mögliche Verwandte zu finden. „Pittlarbeit“ sagt er dazu.

Gibt es keine Angehörigen, muss die Stadt die Beerdigung ausrichten. Ein Bestatter arbeitet für diese Fälle mit der Behörde zum Festpreis zusammen. Im Gegensatz zu anderen Städten zahlt Wiesbaden ein Holzkreuz mit Namen und Lebensdaten. Ein bisschen Würde wollen wir trotzdem noch, sagt Unkelbach.

Etwa 260 Fälle prüfen die Sachbearbeiter pro Jahr, 110 davon übernimmt die Behörde. Bei den restlichen kümmern sich Angehörige oder Freunde um die Bestattung.

Er erzählt von Billigst-Gräbern im Hunsrück. Dort bietet ein Bestattungsunternehmen Wiesengräber



bühren für den Bestattungsunternehmer kommen noch dazu.

Wenn die Sachbearbeiterin einen Angehörigen ausfindig gemacht hat, ruft sie ihn an. Manchmal waren Geschwister zerstritten, hatten jahrelang keinen Kontakt.

Von mir erfahren sie dann vom Tod des Bruders oder der Schwester, sagt sie.

Manche sagen gar nichts, legen auf.

Manche weinen. Manche brauchen einen Tag Zeit und melden sich dann.

Manche wollen nichts von ihren toten Vätern wissen. Einer sagte mal: Schmeißt ihn doch auf den Müll, mir ist er egal.

Man braucht Fingerspitzengefühl, sagt die Sachbearbeiterin. Dazu



In der VRM-Story gibt es weitere Fotos zu sehen.

# URKUNDE

## Der Niebergall

Darmstädter Journalistenpreis 2020

ZEIT.PUNKT

## Constantin Lummitsch

Den Darmstädter Journalistenpreis in der Kategorie **ZEIT.PUNKT** verleiht die Jury einstimmig an Constantin Lummitsch für seine Reportage „Ein Gedicht für Paula“, die am 21. November 2019 im Darmstädter Echo und den übrigen Zeitungen der VRM (auch als multimediale Story) erschienen ist. Der Text behandelt das Thema der Armutsbestattungen und blendet zu diesem Zweck in handwerklich perfekter Manier von einem konkreten Fall aufs Allgemeine auf und wieder zurück. Empathisch, aber nie voyeuristisch oder gar anbiedernd nähert sich der Autor seinem schwierigen Sujet und erschafft so eine dichte Atmosphäre von Würde am Ende eines Lebens.

Darmstadt, den 30. November 2020



Lars Hennemann  
Vorsitzender



Eva Bredow-Cordier  
Für die Jury



**Presseclub**  
Darmstadt e. V.

# URKUNDE

Der Niebergall

Darmstädter Journalistenpreis 2020

ZEIT.PUNKT

Constantin Lummitsch

Als die Eilmeldung nachts auf meinem Handydisplay erscheint, wis- sche ich sie weg. Ich habe ein un- gutes Gefühl. Und ich will es nicht spüren. Erst am Morgen danach lese ich, was in Hanau passiert ist. Terrorakt, Kiosk, Shisha-Bar, elf Tote. Schon beim Überfliegen des Artikels wird mir schlecht.

Hanau. Vor drei Jahren war ich jedes Wochenende dort, manchmal auch unter der Woche. Um Shisha zu rauchen. In einer Bar schräg gegenüber jener, in der nun Menschen getötet wurden, am Heu- markt im Zentrum. Ich erinnere mich an einen Geburtstag, den wir dort gefeiert haben. Wie wir gemeinsam Benjamin- Blümchen-Torte aus Tupperdosen geges- sen und vor der Bar mit Luftballons in der Hand Erinnerungsfotos geschossen haben. Ich habe die Fotos noch. Ihr An- blick tut jetzt weh. Fünf Mädchen, alle dunkle Haare, alle – auch ich – mit so- genanntem Migrationshintergrund. Wer waren die Menschen, die jetzt tot sind?

Mein Körper fühlt sich taub an. Ich will nicht wahrhaben, dass es dort pas- siert ist. Ich aktualisiere Google Maps dreimal, bevor ich es kann. Vor drei Jah- ren, da kannten wir in der Shisha-Bar Be- sitzer und Kellner, bekamen Erdnüsse zu den Wasserpfeifen und verstaute unsere Jacken hinter der Theke. Geht es diesen Menschen gut?

Es dauert eine Stunde, bis ich eine Rückmeldung bekomme. Unter den Op- fern ist niemand, den ich kenne. Aber was bedeutet das schon? Es bringt den Eltern der Opfer nicht ihre Kinder zu- rück. Es lindert auch nicht den Schmerz, den ich empfinde. Frankfurt ist ein Dorf, Hanau direkt vor der Haustür und schneller zu erreichen als mancher Stadt- teil. Über ein paar Ecken kennt hier je- der jeden. Eine Freundin schreibt: „Sohn von der Nachbarin.“

Ich bin in Frankfurt aufgewachsen. Für mich sind Shisha-Bars mehr als nur von Wasserpfeifenrauch durchzogene Räume, in denen man in Sesseln ver- sinkt. Für mich fanden dort Kurstreffen und Geburtstage statt. Ich habe dort Freunde getroffen, die ich zuvor jahre- lang nicht mehr gesehen hatte. Ich habe in Shisha-Bars gelacht, geweint, mein Herz ausgeschüttet.

Als ich in der neunten Klasse für ei- nen Schüleraustausch nach Istanbul fah- re, steht Shisha-Rauchen bei meinen tür- kischen Mitschülern noch vor der Boots- tour auf dem Bosphorus und einem Be- such der Hagia Sophia ganz oben auf der Liste. Sie werden während dieser fünf Tage zu stolzen Touristenführern. Vollge- stopft mit türkischem Honig und ande- ren Süßspeisen, zieht die ganze Gruppe in eine Shisha-Bar in einer Seitengasse.

# Wo ich zu Hause bin

Früher war *Johanna Christner*, 25, Stammgast in einer Hanauer Shisha-Bar – an dem Platz, wo nun Menschen getötet wurden.

Dort sitzen wir auf Hockern am Straßen- rand und bestellen zu unseren Wasser- pfeifen türkischen Tee in dickbauchigen Gläsern. Wir sind minderjährig, dürfen Shishabars in Deutschland erst ab dem Alter von 18 Jahren betreten und nutzen die Gelegenheit.

Bevor wir 18 wurden, waren Shisha- Bars noch verbotene Sehnsucht, der süß- liche Geruch anziehend für unsere ju- gendlichen Stupsnasen. Wir tauschten uns regelmäßig darüber aus, wo es zu kei- ner unangenehmen Ausweiskontrolle kommen könnte. Besondere Bewunde- rung wurde denen zuteil, die selbst eine Shisha besaßen. Meistens getarnt und versteckt vor den Eltern in der hinter- sten Ecke des Schanks. Wer mit dem Rauch der Wasserpfeifen Ringe und son- stige Rauchformationen in die Luft puste- te, konnte mit anerkennenden Blicken rechnen.

Auch als wir auf Klassenfahrt in Paris waren, machten meine Mitschüler und ich uns auf die Suche nach einer Shisha- Bar. Auf Arabisch verständigte sich mei- ne tunesische Klassenkameradin mit ei- nem Pariser. Sein Tipp führte uns in eine Shisha-Bar in einem Keller. Nicht so schön wie in Frankfurt, aber egal. Die- se Bars bedeuten immer auch ein Stück Heimat, ein kleines Stück Frankfurt, Tür- kei und Marokko. Shisha-Bars sind für Menschen mit Migrationshintergrund si- chere Orte.

Istanbul, Berlin-Kreuzberg, Paris: Zu jeder Klassenfahrt und zu jedem Schüler- austausch habe ich mindestens eine lusti- ge Geschichte aus einer Shisha-Bar zu er- zählen. In manchen dieser Bars saßen tür- kische Männer allein in einer Ecke, in der einen Hand der Wasserpfeifen- schlauch, in der anderen das Smart-

phone. In meinen Stammbars gab es Wasserpfeifen mit Fruchtköpfen, gesä- belt aus Äpfeln, Melonen und Orangen. Auf den Speisekarten dieser Bars bot sich von Grüner Apfel über Traube-Min- ze bis hin zu Eisbonbon eine breite Aus- wahl an Tabakgeschmäckern. Ich war mit Klassenkameraden in diesen Bars, die Narjess, Aykut und Sedat hießen. Ich frage mich, wie es ihnen geht, was sie jetzt fühlen. Und ob sie genauso traurig sind, wie ich es bin.

Inzwischen bin ich nicht mehr oft in Shisha-Bars, das letzte Mal auf einem Ge- burtstag am ersten Weihnachtsfeiertag. Abgesagt hat dem Geburtstagskind an diesem christlichen Feiertag niemand, bis auf mich sind fast alle Gäste muslimi- schen Glaubens. Der Tag ist für mich je- des Jahr fest für diesen Geburtstag einge- plant und willkommene Abwechslung zum Weihnachtsbaum zu Hause. Snack- platten werden bestellt, eine vegan, eine ohne Schweinefleisch. Die kunstvoll an- gerichteten Getränke auf dem Tisch sind alkoholfrei. Zum Abschluss des Fests be- kommt jeder Geburtstagsgast eine weiße Rose. Um den Stiel gewickelt ein Brief: „Ich bin so froh, dich zu haben.“

Vor ein paar Monaten bin ich zu einer Pressekonferenz nach Hanau gefahren. Als ich an dem Platz meiner alten Stammbar vorbeikomme, mache ich ein Foto und schicke es meiner Freundin. „Guck mal, weißt du noch?“ Am Mitt- woch wurden hier Menschen getötet.

Wenn ich von rassistischen Terror- akten in Deutschland lese, bin ich, so schrecklich das klingt, nicht mehr über- rascht. Dafür ist in den vergangenen Monaten zu viel passiert. Lübcke, Wäch- tersbach, Halle. Jedes Mal fühlt sich an wie ein Schlag. Jedes Mal denke ich: Es

gibt Menschen in Deutschland, für die ich keine Deutsche bin.

Ich habe mir zunächst vorgenommen, das Bekennerschreiben des Täters nicht zu lesen. Und lese es am Ende in Teilen doch. Ich lese, welche Menschen er am liebsten ausgelöscht sähe. Jedem Land, das er auflistet, kann ich einen Freund oder eine Freundin zuordnen. Mein Va- ter ist blond und blauäugig. Meine Mut- ter nicht. Ich stolpere über das letzte Land auf der Liste. Philippinen. Ich den- ke an meine Mutter, die mir Frühlingsrol- len macht, wenn ich krank bin. Ich den- ke an meinen kleinen Bruder, auf den ich so stolz bin. Und ich denke an mich.

Dieser Schlag ist schmerzhafter als sonst. Ich antworte an diesem Tag nicht auf Nachrichten. Und bekomme selbst kaum welche. Es ist ausgesprochen ruhig in meinem Freundeskreis. Ich weiß, war- um. Ich weiß, dass auch sie diese Schmer- zen haben. Und dass das Sprechen gera- de schwerfällt. Auch mir. Das Schreiben fällt da leichter.

Meine beste Freundin ist halb Italiene- rin, halb Perserin. Ich kann spüren, dass es ihr schlecht geht. Auf meine Nachrich- ten antwortet sie nur sporadisch. Eigent- lich machen wir uns ständig über uns selbst lustig, ahmen den Akzent unserer Familien nach und lachen halbpikiert dar- über, wenn unsere deutschen Freunde ihre Schuhe nicht vor der Wohnung aus- ziehen. An diesem Tag können selbst wir uns nicht zum Lustigsein aufraffen. „Ich hab dich lieb“, schreibe ich. Sie antwor- tet nicht.

Neun Stunden später frage ich sie, ob sie Lust hat, abends etwas zu machen. Kollektives Weinen zum Beispiel. Sie an- wortet immer noch nicht. Auf Twitter schreibt sie: „Ich bin momentan emotio- nal überfordert und es tut mir leid, dass ich euch nicht antworte, aber ich würde weinen – und das versuche ich gerade auf ein Minimum zu reduzieren.“

Wenn es zu Gesprächen zwischen mei- nen Freunden und mir kommt, dann geht es um Hanau. Ich bekomme Sprach- nachrichten mit Zeugenaussagen aus zweiter, dritter, vierter Hand, sie speku- lieren und mutmaßen – sie haben Angst. Rassistische Taten stünden in Deutsch- land doch schon lange auf der Tagesord- nung, sagen sie. „Vielleicht bringen sie wieder so eine Gedenktafel an, um nach ein paar Wochen wieder alles zu verges- sen.“ Sie glauben, dass dort draußen noch Mittäter lauern, dass ihnen Medien und Polizei Dinge verschweigen. „Gib Bescheid, wenn du mehr Memos brauchst“, lässt mich ein Freund wissen. „Wir Kanaken kennen jeden.“

Eine andere Freundin schreibt mir am Donnerstag eine Nachricht aus Berlin. „Ich esse gerade Gözleme auf der Son- nenallee und denke an dich“, schreibt

sie. Auf der Sonnenallee in Berlin-Neu- kölln, der „arabischen Straße“, haben wir vor ein paar Monaten für ein Wochenen- de gewohnt. Und Gözleme, das sind dün- ne, meist würzig gefüllte Fladenbrote. Eine Spezialität der türkischen Küche, wegen der ich zu Hause in Frankfurt, wenn der Andrang der Frühstückser mor- gens im Imbiss groß war, manchmal zu spät zur Arbeit komme. Ich kann meiner Freundin nicht antworten, weil ich be- nenne an meinem Schreibtisch sitze. Vielleicht kann sie spüren, dass es mir schlechtgeht. Ein paar Stunden später, am Donnerstagabend, versammeln sich auf der Sonnenallee in Berlin Hunderte Menschen zu einer Mahnwache. Meine Freundin schickt eine Sprachnachricht: „Ich habe Gänsehaut, es sind so viele Menschen hier, Johanna.“ Ich antworte nicht, sehe ein Video der Mahnwache on- line, teile es auf Twitter. Und fühle mich immer noch benommen.

Auf Instagram sehe ich, dass eine ande- re Freundin am Abend nach der Tat auf der Mahnwache an der Frankfurter Pauls- kirche war. Die Opfer sollen mehrheit- lich kurdisch gewesen sein. Nicht, dass es den Mörder gekümmert hätte, ob sie nun Kurden, Türken oder Tunesier wa- ren. Aber meine Freundin ist Kurdin. Am Donnerstagmittag deaktiviert sie ihr Instagram-Profil. Meine Sorgen kom- men ganz von allein. „Brauche bisschen Entzug“, erklärt sie kurz und knapp auf Whatsapp. Den Smiley hinter dem Satz nehme ich ihr nicht ab. Zum Einzug in meine Wohnung hat sie mir eine Porzel- lanpfanne für Sucuk geschenkt, türkische Knoblauchwurst. Ich kenne Kurden aus Hanau, auf meinen Geburtstagen sind Kurden aus Hanau. Ich kenne die Videos von kurdischen Hochzeiten, auf denen sie den Volkstanz Halay tanzen. Und ich kenne ihre Fluchtgeschichten, die Verfol- gung und Unterdrückung des kurdi- schen Volkes. Ich traue mich nicht, ih- nen zu schreiben. Ich will uns nicht weh tun.

Es schläft sich sehr schlecht nach den rassistischen Morden in Hanau. Ich, ei- gentlich Langschläferin, sitze am Tag nach den Morden morgens zwei Stunden früher an meinem Schreibtisch. Zu Hau- se halte ich es nicht aus. Weil ich nicht sprechen kann, muss ich schreiben. Fer- hat Ünvar, Gökhan Gültekin, Hamza Kurtovic, Said Nessar El Hashemi, Mer- cedes K., Vili Viorel Paun, Sedat Gür- büz, Fatih Saraçoğlu und Kaloyan Wel- kow. Ich will, dass wir diese Namen nen- nen und dass es nicht bei einer Gedenkta- fel und leeren Worthülsen bleibt. Genau- so wie meine Freunde und ich gehören diese Menschen zu Deutschland. Wir sind nicht fremd. Uns muss niemand sa- gen, dass wir nach Hause gehen sollen. Wir sind schon dort.

# URKUNDE

## Der Niebergall

Darmstädter Journalistenpreis 2020

NACHWUCHSPREIS

## Johanna Christner

Den Niebergall-Nachwuchspreis 2020 erhält Johanna Christner für ihren Beitrag „Wo ich zu Hause bin“, erschienen am 23. Februar 2020 in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Wenige Tage nach den Mordanschlägen von Hanau lenkt sie den Blick auf die kulturelle Vielfalt des Zusammenlebens, der die Attacke gegolten hatte. Die Autorin hat Mut zur subjektiven Perspektive, holt aber mit den eigenen Erinnerungen eine ganze Generation ins Blickfeld, deren bedrohten Alltag sie empathisch, detailreich und sogar mit Humor beschreibt. Dabei setzt sie die Mittel der sprachlichen Inszenierung bemerkenswert sicher ein. Von dieser Autorin möchten wir gerne mehr lesen – am liebsten über schönere Dinge.

Darmstadt, den 30. November 2020



Lars Hennemann  
Vorsitzender



Eva Bredow-Cordier  
Für die Jury



**Presseclub**  
Darmstadt e. V.

# URKUNDE

Der Niebergall

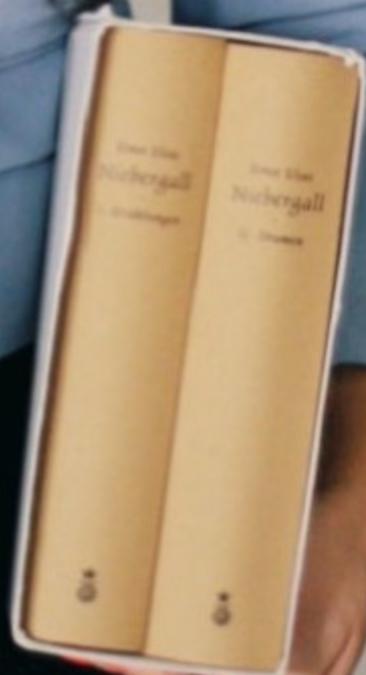
Johanna Christner

Die Urkunde bescheinigt, dass die oben genannte Person die Rechte an dem Buch "Der Niebergall" erworben hat. Die Rechte an dem Buch "Der Niebergall" sind im Besitz der Person, die diese Urkunde erhält. Die Rechte an dem Buch "Der Niebergall" sind im Besitz der Person, die diese Urkunde erhält.

Ort, Datum

*[Signature]*  
[Name]  
[Titel]

  
[Name]  
[Titel]



# URKUNDE

## Der Niebergall

Darmstädter Journalistenpreis 2020

NACHWUCHSPREIS

## Samba Gueye

Den Niebergall-Nachwuchspreis 2020 verleiht die Jury einstimmig an Samba Gueye für seine Audio-Reportage „Eine Heinerlegende“, die am 29. Juli 2020 online auf einer nichtkommerziellen Website veröffentlicht wurde. Die Reportage handelt von dem schwarzen Darmstädter Fred Hill (1931–2004), der in den siebziger Jahren als US-Soldat nach Darmstadt kam und als Türsteher in der Kultkneipe „Goldene Krone“ ebenso Kultstatus erlangte. In dem Beitrag kommen in Form einer vielfältigen O-Ton-Collage Zeitzeugen zu Wort. Durch die geschickte, auch mit Musikeinspielungen versehene Montage gelingt es dem Autor, das Wirken des früheren GI und das Lebensgefühl der Seventies in Darmstadt für die Hörerin und den Hörer unterhaltsam und gleichsam spannend lebendig werden zu lassen.

Darmstadt, den 30. November 2020



Lars Hennemann  
Vorsitzender



Eva Bredow-Cordier  
Für die Jury



**Presseclub**  
Darmstadt e. V.

# URKUNDE

Der Niebergall

Darmstädter Journalistenpreis 2020

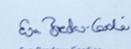
NACHWUCHSPREIS

Samba Gueye

Den Niebergall-Nachwuchspreis 2020 verleiht die Jury einstimmig an Samba Gueye für seine Audio-Reportage „Eine Heinerlegende“, die am 29. Juli 2020 online auf einer rückkommersziellen Website veröffentlicht wurde. Die Reportage handelt von dem schwarzen Darmstädter Fried Hill (1931–2004), der in den sebziger Jahren als US-Soldat nach Darmstadt kam und als Türsteher in der Kultanlage „Goldene Krone“ ebenso Kultstatus erlangte. In dem Beitrag kommen in Form einer vielfältigen O-Ton-Collage Zeitzeugen zu Wort. Durch die geschickte, auch mit Musikeinspielungen versehene Montage gelingt es dem Autor, das Wirken des früheren GI und das Lebensgefühl der Seventies in Darmstadt für die Hörerin und den Hörer unterhaltsam und gleichsam spannend lebendig werden zu lassen.

Darmstadt, den 30. November 2020

  
Lars Hennemann  
Vorsitzender

  
Eva Bredow-Cordier  
Für die Jury

  
Presseclub  
Darmstadt e.V.